Geſchichte des großherzoglich heſſiſchen philologiſchen Seminars in Gießen

(zu ſeiner Jahrhundertfeier am 20. März 1912).

Von

Otto Immiſch.

1.

Als 1738 in Göttingen auf Gesners Anregung das erſte philologiſche Seminar begründet wurde, da dachte man keineswegs an eine Pflanzſchule philologiſcher Forſchung um der Forſchung willen, ſondern an eine Pflanzſchule für künftige Gymnaſiallehrer. Für den Neuhumanismus, dem die Schöpfung der Seminare verdankt wird — im Gießener Stiftungsjahr gab es ſie ſchon an 12 deutſchen Univerſitäten —, lag das wiſſenſchaftliche Ziel der heutigen Altertumswiſſenſchaft, *geſchichtliches* Verſtändnis des Altertums, ganz außer Sichtweite. Nur als Bildungswerte von unmittelbarer Wirkſamkeit, als Vorbilder und Veredelungsmittel, kamen die Werke der Alten in Betracht, und andre als in irgend einem Sinne erziehliche und erbauliche Zwecke konnte ihr Studium niemals verfolgen. Nicht nur auf den Gymnaſien diente die humaniſtiſche Philologie als die allgemeine Bildungsgrundlage, ſondern gemäß dem damaligen Glauben an die Einheitlichkeit aller wahren Bildung erhob die Philologie den gleichen Anſpruch auch auf der Univerſität, wo ſie ſich keineswegs nur an die fachmäßig ihr verſchriebnen Jünger wendete. Solche hat ſie in größerer Zahl überhaupt erſt ſpät gefunden und zwar nicht zuletzt eben durch die Wirkſamkeit der Seminare. Denn es war ja deren Hauptzweck, an Stelle der Theologen einen philologiſch geſchulten Gymnaſiallehrerſtand zu ſchaffen und damit zugleich ein neues Berufsſtudium. Seltſam und tragiſch war es, daß die Seminare gerade durch die Erfüllung dieſer Aufgabe jener andern Aufgabe hinderlich wurden, der zu dienen ſie doch auch beſtimmt waren, der allgemeinen Ausbreitung philologiſcher Bildung überhaupt. Ohne es zu wollen und unter lauter Klage über die einreißende Barbarei führten ſie mit der Befeſtigung des neuen Fach-

studiums und Berufszweiges, je mehr die eigentliche Fachwissenschaft als solche aufblühte, umso rascher die Verengung und Abschwächung jener allgemeineren Wirkungen selber mit herbei. Die Vormachtstellung ward der Philologie auf dem Gebiete der Bildungsgrundlagen entzogen, zuerst auf der Universität, bald auch ward sie auf der Schule angefochten.

Es ist bei solcher Sachlage die naturgemäße Folge, daß heutzutage die Ausbildung künftiger Gymnasiallehrer der Universität meist nur zu einem Teile zufällt. Ihr bleibt „die wissenschaftliche Befähigung" zu entwickeln, deren Feststellung denn auch in den meisten Fällen als der einzige Zweck der Lehramtsprüfung angegeben wird, weshalb es nur folgerichtig ist, wenn diese Prüfung den Charakter einer Universitätseinrichtung trägt und festhält. Alle weiteren Erfordernisse des höheren Lehramts sind andern Vorbereitungswegen vorbehalten. Man mag diese Entwicklung unter gewissen Gesichtspunkten bedauern, sie war unvermeidlich. Für die philologischen Seminare bedeutete sie eine vollständige innere Umwandlung. Ursprünglich waren es wirklich selbständige „Anstalten", mit der Universität mehr äußerlich verbunden — bis 1890 las man im Gießener Vorlesungsverzeichnis die Ankündigung des philologischen Seminars, dem seit 1865 ein mathematisches und ein physikalisches nachgebildet waren, am Schlusse des ganzen Katalogs und für sich gestellt —, heute sind auch die philologischen Seminare nichts mehr als der Name für eine besondere Unterrichtsform, nicht mehr wesentlich verschieden von den Colloquia und Practica und „Übungen" anderer Fächer, in denen überall erfreulicherweise jener von den Philologen allerdings zuerst angewendete Lehrbetrieb sich mehr und mehr ausbreitet, der sich grundsätzlich auf das Zwiegespräch stützt und auf die Selbstbetätigung der Lernenden. Alles Anstaltsmäßige dagegen hat seine Bedeutung verloren. Wir kommen in Gießen noch heute mit einem Statut von 1827 aus, oder richtiger, wir kommen ohne dies Statut und überhaupt ohne ein Statut aus, weil der Anstaltscharakter verloren ist und für die bloße Lehreinrichtung die Tradition genügen kann. Aus dem gleichen Grunde hat seit vielen Jahren die frühere halbjährige Berichterstattung an das Ministerium aufgehört; sie würde jetzt zwecklos sein, während sie früher die Anstellungsbehörde beizeiten auf der Gewinnung würdige Kräfte aufmerksam zu machen die wichtige und von keiner andern Instanz erfüllbare Aufgabe hatte. Wenn wir trotz aller Veränderungen an den traditionellen Formen so viel wie möglich

festhalten, so ist das gerade in Gießen sehr angebracht, wo seit lange schon ein großer Fortschrittseifer der alten Dame Academia so viele Zöpfchen abgeschnitten hat, daß sie nun etwas prosaisch kahlköpfig dasitzt. Nicht immer hat man, um auch die ernsthafte Seite der Sache zu berühren, daran gedacht, daß Formen, selbst wenn sie selber unlebendig geworden sind, der toten Rinde gleichen können, die das lebendige Wachstum mit wohltätigem Schutze umhüllt und ohne Schaden nicht zu entfernen ist.

2.

Auf dem ersten Blatte unserer Seminargeschichte steht einer der besten Namen Oberhessens, der Name eines wahrhaft großen Gelehrten und, was höher gilt, eines edlen Menschen: unser eigentlicher Stifter-Heros ist Friedrich Gottlieb Welcker.

Geboren 1784 in Grünberg, war er seit 1803 Lehrer am Gießener Pädagog und Privatdozent an der Universität, wo er neben theologischen auch philologische Vorlesungen abhielt. Mit solchen war es in Gießen seit alters mißlich bestellt gewesen, obwohl wir auch in früherer Zeit schon gelegentlich Professuren des Griechischen begegnen, meist mit irgend einem andern Lehrauftrag verbunden. In Welckers Zeit vertrat in dieser Art Pfannkuche das Griechische neben den orientalischen Sprachen, von 1803 bis zu seinem Tode 1832, auch war er nebenamtlich 1812—1827 Vizedirektor des philologischen Seminars. Einen Halt besaßen die Altertumsstudien sonst nur noch an den öfter vereinigten Professuren der Eloquenz und der Poesie. So hatte Welckers Kollege am Pädagog Rumpf, nachdem er Privatdozent und Extraordinarius der Theologie gewesen war, diese vereinigte Professur von 1809 bis zu seinem Tode 1824 inne; seit 1812 war er gleichfalls Lehrer am philologischen Seminar. Was fehlte, das war eine Philologieprofessur im Sinne des Neuhumanismus, das Griechentum stark betonend und darin wieder vor allem das sittlich und künstlerisch Bedeutungsvolle. Niemand war für sie besser geeignet als Welcker. Ihn hatte das Bedürfnis nach Anschauung und nach Ergänzung der literarischen durch archäologische Studien 1806 nach dem Süden getrieben. Zwei Jahre römischen Aufenthaltes entfalteten den Reichtum seiner Persönlichkeit umso glücklicher, als in dieser Zeit Männer wie Zoëga, Thorwaldsen, Rauch und vor allem Wilhelm v. Humboldt aufs tiefste ihn beeinflußten. Mit Humboldt, in dessen Haus das Nebenamt des Darmstädtischen Ministerresidenten den jungen Hessen geführt hatte, ver-

band Welcker alsbald eine Stellung als Hauslehrer, er wurde aber binnen kurzem der Freund der Familie, fürs Leben. Wie der hessische Geschäftsträger dem Schützling die ausgiebige Verlängerung des ursprünglich nur halbjährigen Urlaubs erwirkt hatte, so empfahl er noch bei der Abreise den über Darmstadt Heimkehrenden bei Gelegenheit einer amtlichen Depesche dem Großherzog Ludwig I. Die Folge war, daß ihm Minister v. Lichtenberg eine ordentliche Professur in Gießen anbot. Welcker lehnte zuerst ab, da er als Humboldts Nachfolger in der Darmstädtischen Agentur nach Rom zurückzukehren hoffte[1]). Er kam aber, nachdem diese Hoffnung sich zerschlagen hatte, selbst auf das Angebot zurück und wurde auch wirklich am 16. Oktober 1809 zum ordentlichen Professor „der griechischen Literatur und Archäologie" ernannt, eine Bestimmung des Faches, die damals ebenso neu war wie Welckers schon jetzt feststehender Studienrichtung und auch den Bedürfnissen des siegreichen Neuhumanismus entsprechend. Freilich blieb die Professur unbesoldet und mit der (nunmehr zweiten) Lehrerstelle am Pädagog verknüpft. Und das hat sich bis 1816 nicht geändert, wo Welcker, politisch mit der heimischen Regierung zerfallen, seine Entlassung aus hessischen Diensten nahm und dann infolge eines eben rechtzeitig eintreffenden Rufes nach Göttingen ging. Damals erkannte man in Darmstadt zwar noch immer seine „schätzbaren Kenntnisse" an, hielt ihn aber für einen unruhigen Kopf, der sich von schwärmerischen Grundsätzen und überspannten Ansichten leiten lasse und in dessen Entfernung man eher einen Gewinn als einen Verlust für die Landesuniversität sah (Kekulé, das Leben Fr. G. Welckers, Leipzig 1880, S. 138 und Welcker selbst bei Haym a. a. O. 28 ff.) Vier Jahre vorher war dagegen der „Humboldtianer" noch das Gegenteil von verdächtig, ein wohlempfohlener und höchst bewerteter Mann. Ebendies brachte auch die Gründung des offenbar schon lange in Welckers Kreise geplanten Seminares endlich in Gang.

Am 27. Februar 1812 lag dem Großherzog eine Eingabe Welckers vor. Der preußische Staatsminister v. Humboldt hat ihm unter ausgezeichneten Bedingungen angeboten, seinen Sohn für einige Jahre auf die Universität Heidelberg zu begleiten[2]). Welcker

[1]) Vgl. W. v. Humboldts Briefe an F. G. Welcker hg. von R. Haym (Berlin 1859) S. 2. 13 f. 17.

[2]) Wir finden den Antrag zuerst in Humboldts Briefe aus Wien vom 29. XII. 1811, wo indessen die Detailverhandlungen, wie Haym S. 23 sagt, weggelassen sind. Sie füllten noch 2 weitere Briefe vom 22. I. (W's Antwort

bittet darum, ihn „von der Pädagogſtelle huldreichſt zu entlaſſen", in der Profeſſur aber zu beurlauben, „bis daß zunächſt in der philoſophiſchen Fakultät eine beſoldete Stelle vacant werden wird". Der Großherzog, offenbar in Erinnerung an Humboldts Empfehlung, ſchrieb eigenhändig über das Geſuch: „Zum baldigſten Bericht darüber an mir." Schon am 1. März lag es infolgedeſſen dem Gießener Rektor v. Grolman, dem ſpätren Miniſter, vor „zum baldigſten Bedenken". Trotz ſeiner Ausführlichkeit datiert deſſen offenbar im voraus bedachter Bericht vom gleichen Tage und traf ſchon am 2. März in Darmſtadt ein. Grolman führt aus, es könne weder das nach langem Darniederlegen endlich in der Hebung begriffne Pädagog auf Welckers Tätigkeit „vor der Hand" verzichten noch auch die Univerſität. „Würde Welckers Bitte erfüllt, ſo müßte ich ihn als verlohren für Gießen betrachten. Mit ihm würden wir den Einzigen verliehren, der hier die griechiſche Literatur zu halten vermag. Wir würden einen Mann verliehren, deſſen Namen bereits das Ausland zu achten und zu ehren beginnt, und wir würden dereinſt, wenn das Bedürfniß claſſiſcher Bildung lebendiger gefühlt werden wird, mit doppelten und dreyfachen Koſten von dem Auslande erkaufen müſſen, was wir izt dieſem gleichgültig überließen". Eine Beurlaubung ferner werde der Univerſität auch inſofern zur Unehre gereichen, als man „nachtheilige und, was das Traurigſte iſt, gegründete Schlüſſe daraus auf ihr Intereſſe für claſſiſche Literatur — die Grundlage aller Bildung — ziehen müßte". „Endlich würden wir durch Welckers Abgang beynahe alle Hoffnung verliehren, daß einem ſehr dringenden, allgemein gefühlten Bedürfniſſe unſrer gelehrten Bildungsanſtalt, ohne unmäßige Koſten, abgeholfen werden könne. Ich meine das Bedürfnis eines philologiſchen Seminars." Man ſieht deutlich, der Gedanke an ein ſolches tritt hier nicht zum erſten Mal hervor. Es handelt ſich um eine gute Gelegenheit, den Stein endlich ins Rollen zu bringen. Grolman beklagt nun weiterhin das Vorherrſchen des Brotſtudententums in Gießen, das für die philologiſchen Studien nichts übrig habe. „Wirklich ſind wir ſchon in dem Falle, daß wir faſt immer die Lehrerſtellen an den Gymnaſien mit Theologen beſetzen müſſen, welche, außer der vollſtändigeren Sprachkenntniß, auch das wahre Intereſſe an einem Geſchäfte entbehren, das ihnen nur Stufe zu einer beſſeren

vom 14. II. 1812 bei Leitzmann, Jlb. Jahrb. 27, 1911, 134) und vom 18. III. 1812. Der Ausgang war, daß Hauptmann v. Röder die Leitung des jungen Humboldt übernahm.

Unterkunft ſeyn ſoll." Es könne ſo nicht fortgehen. Die wiſſenſchaftliche Barbarei müſſe überwunden werden. Eben dies ſei der Zweck der jetzt überall erfolgten Seminargründungen, die beſtimmt ſeien „äußere Reitze für die Erhaltung der Baſis aller gründlichen Wiſſenſchaft herbeizuführen". Grolman entwirft nun den Plan eines ſolchen Inſtituts, mit Vorbehalt, „als Laye". Daß er mit Welcker vorher geſprochen hat, ſagt er ſelbſt. Auch kann er verſichern, die Gründung der Anſtalt und eine honorierte Beteiligung Welckers daran werde wohlgeeignet ſein, dieſen der Landesuniverſität zu erhalten. Er werde im übrigen mit einer allmählichen Loslöſung von der Pädagogſtelle ſich zufrieden geben, und man ſolle ihm verſichern, daß die erſten reifen Seminarzöglinge zunächſt dazu verwendet würden, ihn ſelber zu erleichtern und zu erſetzen. Gewiß iſt Grolmans Perſon, was das Seminar angeht, in der Hauptſache aus taktiſchem Grunde vorgeſchoben, weil Welcker hier in einer Angelegenheit, die ihm von Amtswegen am Herzen lag, ſein perſönliches mit dem ſachlichen Intereſſe gar zu unlöslich verquickt ſah. Daß des befreundeten Grolman Plan, deſſen Grundzüge ſpäter durchaus und oft wörtlich beibehalten wurden, in Wahrheit Welckers Plan iſt, kann als ſicher gelten; Verhandlungen zwiſchen beiden bezeugt auch der alsbald mitzuteilende Brief Welckers vom 14. III. 1812. Die außerordentlich geſchickte Einleitung und Darlegung ſelbſt wird ungeſchmälert ein Verdienſt des auch von Welcker ſtets aufs höchſte eingeſchätzten Juriſten bleiben. Der nun folgende Miniſterialbericht vom 6. März ſpricht ausdrücklich davon, daß ſich von Welckers perſönlichem Geſuche „die dermalige Lage der philologiſchen Studien in Gießen" nicht trennen laſſe. Von neuhumaniſtiſcher Begeiſterung für den Wert der klaſſiſchen Studien gleichfalls erfüllt empfiehlt das Miniſterium durchweg Grolmans Vorſchläge und fügt hinzu, die Zulagen für Welcker und 2 Mitarbeiter würden „allenfalls die Summe von 500 fl. betragen". Dieſe könnten, „bis die Kräfte des akademiſchen Fisci es erlauben ſolche zu übernehmen, wozu die in Arbeit ſtehende[1]) Uebertragung der Univerſitätsvogteien an die Hofkammer nicht ungegründete Hoffnungen darbietet, aus dem ehemaligen ſogenannten Bonner Univerſitätsfonds hergegeben werden", was näher begründet wird.

Am 7. März erfolgte der großherzogliche Beſcheid: „Das Ganze wird als ſehr zweckdienlich genehmiget, und es würde Mir ſehr leid

[1]) Vgl. die Regeſten zum 5. Mai 1813 in der Gießener Feſtſchrift zur 3. Jahrhundertfeier I (1907) 393.

thun, einen solchen geschickten Mann wie Professor Welcker zu verlieren, der in seinem Fache so viel wahren Nutzen der Universität noch verschaffen kann und wird." Am 11./13. März ging die entsprechende Nachricht nach Gießen. Die Anstalt könne sofort, schon mit Sommersemester 1812, ins Leben treten. Doch solle Welcker vorher förmlich sein Entlassungs- und Beurlaubungsgesuch zurücknehmen und erklären, daß er „zu besagter wohlthätiger Anstalt mitwirken wolle". Welckers Schreiben vom 14. März lautet: „Ew. Magnificenz habe ich die Ehre schriftlich zu wiederholen, was ich mündlich mehrmals gegen Sie geäußert, daß mein Wunsch, die hiesige Universität auf unbestimmte Zeit zu verlassen und die Pädagogstelle aufzugeben, gegen die erfreulichen Aussichten, welche sich durch die Gnade Serenissimi für die hiesigen philologischen Studien eröffnen, zurückgetreten ist. Indem ich durch das philologische Institut einem fühlbaren Bedürfnis der Universität abgeholfen sehe, und die Hoffnung hege, daß sich daraus ein nicht unwichtiger Vortheil für dieselbe entwickeln wird, schäze ich mich glücklich, zu einem so wohlthätigen Zweck, im Vaterland, unter einer so milden und für das Gute beseelten Regierung, unter einem Fürsten, dem ich durch besondere Beweise Allerhöchster Huld zu ganz besonderer Verehrung und Diensteifer verpflichtet bin, soviel in meinen Kräften steht, mitwirken zu dürfen, und die Aussicht zu erhalten, in der Folge nach den Umständen eben diesem Institut alle meine Zeit und den Ertrag meiner bisherigen und künftigen Studien widmen zu dürfen. Mit bekannter vollkommenster Hochachtung" usw. Am 20. März 1812 konnte dem Großherzog entsprechend berichtet werden. Von diesem Tage datiert das am 22. März in Gießen eingegangene eigentliche Errichtungsreskript. Ein Zusatz vom 21. März ordnet die finanzielle Seite der Anstalt. Welcker soll, als unbesoldet bei der Universität, die bedeutendste Zulage erhalten. Man zweifelt nicht, „daß er durch eine Verbesserung von 250 fl. jährlich sich für hinlänglich belohnt halten werde". Als Mitarbeiter sind neben ihm, wie schon Grolman vorschlug, Pfannkuche und Rumpf bestellt, „welche in dem Bezug ihrer vollen Besoldung stehen" und deshalb jeder nur 125 fl. erhalten. Ueberdies werden, z. T. über Grolmans Vorschläge hinausgehend, 100 fl. jährlich für philologische Bücher, gelegentlich auszusetzende Preise und andre Bedürfnisse ausgeworfen „nach dem Beispiele der übrigen Institute dieser Art", von denen man sich offenbar nähere Kenntnis verschafft hatte. Sehr erfreulich und nachahmungswert ist das hierauf am 21. März erfolgte Reskriptum

Sereniſſimi: „Der Antrag wird genehmiget, nur wären 200 fl. ſtatt der angetragenen 100 fl. aus dem Bonner Fonds anzuſetzen."

Die Leitung des Seminars legte man nicht in die Hände Welckers, ſondern in die des Theologen Johann Ernſt Chriſtian Schmidt (1772—1831), eines im Kirchen- und Schulweſen höchſt angeſehenen Mannes. Bei der Beſetzung der Stellen überhaupt werden Gründe des Dienſt- und Lebensalters maßgebend geweſen ſein. Pfannkuche, ſchon ſeit 1802 Ordinarius in Gießen, war 18 Jahre älter als Welcker. Er wurde Vizedirektor. Auch Rumpf, ſeit 1809 Ordinarius, übertraf Welcker um 12 Lebensjahre. Vollends Schmidts Direktorat konnte für Welcker nicht im geringſten anſtößig ſein. Schmidt hatte auf ihn ſchon als Studenten den größten Einfluß geübt und noch in der Autobiographie des 80jährigen heißt es, Schmidt und Grolman ſeien als die Dioskuren an dem kleinen Sternhimmel der Univerſität angeſehen worden, Schmidt habe indeſſen Grolman an wiſſenſchaftlicher Genialität übertroffen und „eigentlich in eine ganz andre, höhere Ordnung der Geiſter geſetzt werden müſſen" (Kekulé S. 29). Offenbar auf Welckers Empfehlung ſuchte Humboldt Schmidt für Berlin zu gewinnen (Haym S. 10 f. 19.). Dieſen verehrten Lehrer und Freund ſich übergeordnet zu ſehen, konnte Welcker in keiner Weiſe bedrücken. Schmidt blieb Seminardirektor bis 1827, wo er die Leitung, nicht ohne Empfindlichkeiten, an Rumpfs Nachfolger Oſann abtrat. Uebrigens iſt er immer nur in geſchäftlicher Hinſicht Direktor geweſen. An der Lehrtätigkeit im Seminar war er niemals beteiligt. Den Haushalt des Seminars führte er mit ausgezeichnetem Geſchick, ſo daß auch für verhältnismäßig große Ausgaben die Mittel nicht verſagten; z. B. konnte 1822 die Lippertſche Daktyliothek für über 300 fl. angeſchafft werden.

3.

Wie ſehr Welcker gleichwohl die Seele des ganzen Inſtitutes war, zeigt ſich vor allem darin, daß infolge ſeines baldigen Ausſcheidens (1816) die neue Stiftung nicht zu halten vermochte, was ſie verſprochen hatte. Mit vollem Rechte durfte ſpäter Oſann von dieſer erſten Periode bis zu ſeinem eignen Eintritt in die Leitung ſagen, das Seminar ſei bis dahin geweſen adversa temporum fortuna ab ipsis incunabulis conflictatum (Comm. sem. philol. Giess. I. 1856, p. 1 und Bericht vom 26. September 1841). Es iſt bezeichnend, daß die ſtatiſtiſch-topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Großherzogtums Heſſen von G. W. J. Wagner (IV 338) das Jahr der

Osannschen Statuten, 1827, für das Gründungsjahr halten konnte. Der Grolman-Welckersche Plan war eine schöne Zukunftsmusik geblieben. Es war an einen förmlichen Seminar-Kursus von 2 Jahren gedacht. Darin sollte ein Zyklus wissenschaftlicher Vorlesungen umfaßt werden: Mythologie, römische und griechische Literaturgeschichte, Archäologie, Kritik und Hermeneutik, Metrik. Im Zusammenhang damit sollten Vorlesungen über Autoren stehen, dazu Interpretationsübungen, Disputationen, Übungen im Lateinschreiben und in anderen schriftlichen Aufsätzen. Man spürt den Geist der werdenden neuen Altertumswissenschaft und insonderheit Welckers Geist namentlich in der Auswahl der Vorlesungsstoffe: das ist nicht mehr das Verhältnis zum Altertum, das Professuren der Eloquenz und der Poesie voraussetzten. Indessen sind die systematischen Vorlesungen schon früh stark zurückgetreten; wir finden Pfannkuche mit griechischen Altertümern beschäftigt (1813), Welcker mit Enzyklopädie (1814/15 und 1815), dann schrumpft das mehr und mehr ein. Schriftstellerexegese und Stilübungen, an welch letzteren auch Welcker sich beteiligte, herrschen durchaus vor. Ersetzt wurde Welcker nach seinem Fortgange von Gießen nicht: von 1816/17 an sind nur Pfannkuche und Rumpf mit der Abhaltung von Übungen beschäftigt, nach Rumpfs Tode (1824) zunächst sogar Pfannkuche allein. Von einem auch nur bescheidenen Flor der philologischen Studien in Gießen konnte nicht die Rede sein. Das Beste boten wohl einige Privatdozenten Welckerscher Schule, denen freilich später ein günstiges Schicksal versagt geblieben ist: Winkler († 1848) und Völcker († 1841). Immerhin sind auf dem dürren Boden dieser letzten vor-Osannschen Jahre noch so tüchtige Kräfte wie der vortreffliche, namentlich als Platoniker bekannte Wiegand erwachsen, der überhaupt ein seltnes Stück Universitätsgeschichte in sich verkörpert, das wohl der Erwähnung verdient. Geboren 1803 in Herbstein, studierte er seit 1823 in Gießen und trat ganz zuletzt noch in Osanns Seminar ein (sein Name eröffnet das noch jetzt bestehende Album). 1828 wurde er in Gießen Privatdozent, kam aber bald nach Worms, dessen Gymnasium er nahezu 40 Jahre lang leitete (1834—73), worauf er im Ruhestand nach Gießen zurückkehrte und hier 1875 die venia legendi von 1828 wieder aufnahm, um noch volle 6 Jahre, bis zu seinem Tode 1881, von ihr Gebrauch zu machen, — unter wie veränderten Zeiten und Menschen!

4.

Die zweite Periode des Seminars kann mit Fug und Recht nach Friedrich Oſann benannt werden, der reichlich 30 Jahre lang an ſeiner Spitze ſtand, vom 12. April 1827 bis zu ſeinem Tode am 30. November 1858, zugleich während dieſer ganzen Zeit, als Rumpfs Nachfolger (1825) und nachdem Pfannkuche ſeit 1827/8 ganz auf Theologie und Orientalia ſich zurückgezogen hatte, der einzige Ordinarius, der in Gießen die Altertumswiſſenſchaft vertrat. Er ſtammte aus der alten Philologenheimat Thüringen (geb. 1794 in Weimar), war ein Schüler Boeckhs, dem er auch 1857 zum Doktorjubiläum das 3. Spezimen der Gießener Seminarveröffentlichungen widmete, hatte ſich in Berlin habilitiert und war 1821 ao. Profeſſor in ſeiner Heimatsuniverſität Jena geworden, von wo er nach Gießen berufen wurde, um als Vertreter der ſiegreich aufblühenden Boeckhſchen Schule den arg darniederliegenden philologiſchen Studien und inſonderheit der kümmerlich hindämmernden neuen Seminarſchöpfung zum Aufſchwunge zu verhelfen. Die Profeſſur der Beredſamkeit war es zwar immer noch, die Oſann erhielt, aber es war wenigſtens eine volle Profeſſur, während Rumpf ſeine Kräfte zwiſchen ihr und dem Pädagogiarchat hatte teilen müſſen. Am Seminar wurde er zunächſt nur „Lehrer", Direktor, wie ſchon bemerkt, erſt 1827. Eine Hilfskraft erhielt er alsbald an dem Pädagoglehrer Rettig, der aber erſt 1829 definitiver „Collaborator" am Seminar wurde und ſchon 1833 als Profeſſor der Theologie nach Zürich überſiedelte († 1836). Deſſen Nachfolger wurde Friedrich Wilhelm Otto aus Zittau (geb. 1805), ein Schüler Gottfried Hermanns. Über 30 Jahre lang hat er, bis über Oſanns Ableben hinaus, ſein Amt verſehen, von 1836—1849 auch am Gymnaſium tätig und ſeit 1844 Extraordinarius an der Univerſität. Er hat ſich durch achtungswerte Leiſtungen auf dem Gebiete der lateiniſchen Grammatiker hervorgetan, war aber leider eine krankhaft veranlagte und der Autorität entbehrende Perſönlichkeit, die ſich ihrer kümmerlichen und ſubalternen Lage nicht zu entwinden vermochte und ſchließlich einem aus Schuld und Unglück tragiſch zuſammengewobenen Schickſal erlag. Den traurigen Ausgang vermag man nur mit Wehmut aus den vergilbten Blättern der Akten zu entnehmen (1864 penſioniert ſtarb er am 21. April 1866, nachdem ihn ſchon 1861 während des Seminarunterrichtes zum erſten Mal der Schlag gerührt hatte).

Oſann ſelbſt, der auf den mannigfaltigſten Gebieten ſchrift-

stellerisch tätig war, hat sich mit einigen in ihrer Art tüchtigen Leistungen einen geachteten Namen erworben, wenn er auch eigenwüchsiger Kraft entbehrte und vor den zahlreichen glänzenden Fachgenossen seiner Zeit bescheiden zurücktreten muß. Im Seminar jedenfalls griff er geschickt und kräftig durch und richtete es durch ein von ihm entworfenes Statut vom 9. September 1827 (das nebst kurzen Zusätzen von 1829 und 1831 strenggenommen noch heute gilt) in der damals überall üblichen Weise ein. Sie ist insofern auch noch die heutige, als neben Stilübungen Schriftstellerinterpretation und wechselseitige Beurteilung eingereichter Abhandlungen, alles in lateinischer Sprache, den Inhalt der Kurse ausmachten. Neben den vorläufig auf 8 bestimmten, ordentlichen und auf Grund einer Prüfung (besonders einer Probeabhandlung) aufzunehmenden Mitgliedern gibt es außerordentliche, die lediglich zuhören, aber eine Anwartschaft auf erledigte ordentliche Stellen erwerben. Der selbständige und Anstaltscharakter des Seminars spricht sich schon darin aus, daß es mit eignem Stiftungsvermögen ausgestattet ist, das 1829 gegen 28000 fl. betrug. Doch wurde es schon 1835, nicht ohne daß Osann widerstrebte, mit dem Universitätsvermögen vereinigt. Auch seine eignen Disziplinarverhältnisse hat das Seminar, und das führte einmal zu einem erbitterten Handel zwischen Osann und einem von ihm tief verachteten Marburger Doktor, Rauch, der nach seinem Ausschluß aus dem Seminar als Gießner Privatdozent eine Injurienklage gegen den Direktor anstrengte (1829), es aber trotz dieser Ruchlosigkeit später in England und Amerika zu hohen geistlichen Würden gebracht hat († 1841). Dem Anstaltscharakter entsprechen auch die regelmäßigen Halbjahresberichte über „Fleiß, Aufführung, Anlagen, Tüchtigkeit und Fortschritte der Seminaristen". Denn diese sollen später statutengemäß bei Besetzung erledigter Gymnasialstellen vorzugsweise berücksichtigt werden. Auch eine eigne Bibliothek besitzt das Institut, und schon damals traf man die noch jetzt bestehende Einrichtung, daß die Seminarbibliothek mit der Universitätsbibliothek zwar vereinigt ist, aber in der Weise, daß die Anschaffung der Bücher der Seminardirektion zusteht und daß Lehrern wie Mitgliedern des Seminars eine Vorzugsbenutzung dieser Bücher gesichert bleibt. Die Einrichtung, deren Beseitigung die Universitätsbibliothek beim Übergang des Seminars an Osanns Nachfolger vergeblich erstrebte, hat sich bewährt und ist namentlich seit der Abzweigung einer kleineren Hand- und Präsenzbibliothek, in den Räumen des Seminars selbst, durchaus zweckmäßig. Eine bei der allgemeinen Kümmerlichkeit

jener Zeiten wunderliche und nur infolge einer höfiſchen Liebhaberei von der Regierung geradezu aufgedrängte Maßregel waren die jährlichen Preiſe für hervorragende Seminariſten, drei goldene Medaillen von 5, 7 und 9 Dukaten Wert. Allein die in Berlin vom Münzmedailleur Goetze hergeſtellten Stempel koſteten dem Seminarfonds 615 fl. 14 kr. Exemplare in Silber wurden dem Direktor überreicht und auch auf der Univerſitätsbibliothek deponiert. Nachdem 1864, weil infolge einer Erkrankung des Darmſtädter Münzmeiſters die Prägung ſich hinauszog, zwei der Empfänger ihrem Wunſch entſprechend den Preis in Geld erhalten hatten, kam eine ſolche Ablöſung öfter vor, und 1868 ward der Seminardirektor generell zu ihr ermächtigt. 1870 werden dann überhaupt 4 Geldpreiſe eingeführt, und ſeit 1876/77 ſind an die Stelle der Prämien Stipendien für die ſämtlichen ordentlichen Mitglieder getreten (den damaligen Verhältniſſen entſprechend noch mit Unterzeichnung eines Reverſes, der mit dazu dienen ſollte, die auszubildende Lehrkraft dem heſſiſchen Staate zu erhalten). Sollte dieſe jetzt mehr und mehr iſoliert daſtehende Stipendienverſorgung der die Seminarausbildung ohnehin unentgeltlich genießenden Mitglieder jemals angefochten werden, ſo wäre dringend zu wünſchen, daß in ſolchem Fall mit Hilfe dieſer Mittel ein jetzt leider ganz außer Übung gekommener Brauch wieder aufgenommen würde, die Unterſtützung des Drucks von Diſſertationen, die von Seminarmitgliedern ausgearbeitet eine ſolche Auszeichnung verdienen. Schon das urſprüngliche Statut (§ 19) ſieht ähnliches vor und ebenſo wurde bei Schaffung der Mitgliederſtipendien neben dieſen eine ſolche Beihilfe ausdrücklich angefordert und von den Ständen und der Regierung auch wirklich gewährt. — Die koſtbaren Medaillenſtempel ſelbſt ſind, wie es ſcheint, beim Inventar der ehemaligen Darmſtädter Münze verblieben, doch hat Ludwig Lange als Seminardirektor am 8. VI. 1866 dort einen Inventarzuſatz veranlaßt, der das Eigentumsrecht des Seminars zu wahren beſtimmt iſt.

Äußerlich betrachtet floſſen für das Seminar die 3 Jahrzehnte Oſanns in gleichmäßiger Tätigkeit dahin, die Berichte melden überwiegend einen befriedigenden Stand der Dinge. Um die Mitte der 40er Jahre beginnt der bis 1850 in Gießen tätige Privatdozent und zuletzt aord. Profeſſor Hermann Fritzſche († 1878 als aord. Profeſſor in Leipzig) eine rege Vorleſungstätigkeit, durch welche auch Otto zu quantitativ erſtaunlichen Angeboten gereizt wurde. So laſen 1847 beide über lateiniſche Syntax, Otto 6ſtündig und mit dem Zuſatz „wiſſenſchaftliche Darſtellung“, Fritzſche nur 4ſtündig

und ohne den Zuſatz. Auch vergleichende Grammatik fing Otto jetzt an zu betreiben (ſpäter, 1857/8, ſogar mit Berückſichtigung der neuteſtamentlichen Gräzität), nachdem damit ſchon 1838 der Orientaliſt Bullers einen wahrſcheinlich vergeblichen Verſuch gemacht hatte. Mit 1851/2 beginnt auch der Profeſſor in der katholiſch-theologiſchen Fakultät Lutterbeck philologiſche Vorleſungen zu halten. Als dann 1854 die Kriſis für jene Fakultät kam, die ſchließlich zu ihrer Aufhebung führte, wurde er in die philoſophiſche Fakultät übernommen, der er von 1859—1877 als ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Philologie angehörte, ohne indeſſen am Seminar beteiligt zu werden. Vielmehr übernahm das Seminar als alleiniger Direktor, zunächſt mit Otto als Collaborator, der auch die proviſoriſche Leitung geführt hat, Oſanns Nachfolger Ludwig Lange, der gegen Ende des Sommerſemeſters 1859 von Prag in Gießen eintraf und hier bis 1871 wirkte, wo er nach Leipzig ging († 1885). Lange, in Leipzig noch mein Lehrer, war ein in ſeiner Art ausgezeichneter Gelehrter, von einer ſchlicht ſoliden Meiſterſchaft, die nur deshalb nicht nach ihrem vollen Verdienſt anerkannt worden iſt, weil gerade in ſeinem Hauptwerk grundſätzliche Meinungsverſchiedenheiten ihn von der ſiegreichen und glänzenden Forſchung Mommſens getrennt haben. Ihm war zudem alles Glänzen und Zünden ganz verſagt, und ſo bedeutet ſeine zielſichere, ruhige und gewiſſenhafte Arbeit auch für Gießen keine neue Periode: die Zeit Langes kann der Oſannſchen trotz Langes zweifellos ſehr viel größerer Bedeutung angegliedert werden. Äußerlich freilich ſchienen die Gießener philologiſchen Studien bald nach Langes Eintreffen wunderbar emporzublühen. Neben ihm, Lutterbeck und Otto wirkten noch zwei neue Privatdozenten, Ludwig Schwabe (ſeit 1860, ao. Pr. 1863, ging 1864 nach Dorpat, ſpäter nach Tübingen) und Franz Umpfenbach (1861—1863, zuletzt Gymnaſiallehrer in Mainz, † 1885). Das Angebot an philologiſchen Vorleſungen und Übungen war zeitweilig für die kleine Univerſität unverhältnismäßig hoch: 1861 waren es 53, 1862/3 immer noch 44 Wochenſtunden!

Zu den erfreulichen Zeichen der Oſann-Langeſchen Zeit kann man noch Oſanns Verſuch einer regelmäßigen Seminarpublikation rechnen: von 1856 bis zu ſeinem Tode 1858 erſchienen, zuletzt mit miniſterieller Genehmigung aus Mitteln des Seminarfonds, die 5 Hefte der Commentarii seminarii philologici Gissensis, jedes 2 Bogen ſtark in Kleinquart. In 14 Abteilungen brachten ſie recht eigentlich Früchte des Seminarbetriebs, aus den Interpretationsübungen und

Abhandlungen hervorgegangene Resultate, meist Osanns selber, doch häufig in Anknüpfung an die Versuche und Vorschläge mit Namen genannter Seminarmitglieder. Zu irgend größerer Bedeutung konnte eine solche Veröffentlichung natürlich nicht gelangen, Lange hat sie eingehen lassen.

Aber doch nicht immer sah das Seminar in jenen Jahrzehnten ungetrübte und erfreuliche Tage. Vielmehr hat es während der ersten Hälfte von Osanns Wirksamkeit auch schwere Zeiten gegeben, deren wir schon deshalb gedenken müssen, weil sie die Bestätigung dessen bringen, was wir im Eingange unserer Darstellung darlegten. Es kommen hier namentlich ausführliche Berichte Osanns in betracht, vom 8. Oktober 1831, vom 30. Juli 1832 und besonders vom 26. September 1841. Dies Jahr wird von Osann selbst als die Zeit des größten Tiefstandes bezeichnet. Der Sinn für philologische Studien sei bei den Studenten nahezu völlig erloschen, das Seminar stehe unmittelbar vor seinem Untergang. Osann, der damals sogar den Gedanken erwog, sich einen andern Wirkungskreis zu suchen, arbeitete eine ausführliche Darstellung des gegenwärtigen Zustands der philologischen Studien auf der Landesuniversität aus, die er mit einem Begleitschreiben dem Geh. Staatsrat und Kanzler v. Linde unterbreitete unter Beifügung zweier Sendschreiben Ottos, die sich besonders auf die Übelstände des hessischen Schulwesens bezogen. Man entnimmt all den beweglichen Klagen heute mit Leichtigkeit, daß sie in einer Richtung ganz vergeblich waren und sein mußten, weil sie den Wandel der Zeiten verkannten. Das Statut von 1827 unterschied in § 2 scharf zwei Zwecke des Seminars: 1) die Kultur der philologischen Studien auf der Landesuniversität zu befördern, indem durch das Institut den Studierenden jeder Fakultät Gelegenheit gegeben wird, die bereits erlangte philologische Bildung zu vervollkommnen; 2) eine Pflanzschule philologisch gebildeter, brauchbarer Gymnasiallehrer zu werden. Als berechtigt erwies sich aber nach dem allgemeinen Gange der Entwicklung nur noch der zweite Zweck. Alle Klagen über Barbarei und einreißende Ungründlichkeit änderten nichts daran, daß die Entwicklung der Wissenschaften und der erstarkende neuzeitliche Studienbetrieb für viele Fächer die philologischen Grundlagen im Sinne unmittelbarer Fachvorbereitung ganz oder teilweise entbehrlich machten. Namentlich auch das im fortschrittlichen Gießen schon frühzeitig sehr radikal betriebene Beiseitedrängen der akademischen Latinität schaltete einen Antrieb zu lateinischen Studien aus und erweckte ihnen sogar

Gegnerschaft. Auch der Kampf zwischen Humanisten und Realisten trug seine Folgewirkung in die Universität hinein. Die alte Einheitlichkeit des Bildungsideals, ein Hauptsatz des Neuhumanismus, war rettungslos ins Wanken geraten. Bezüglich der Universität waren Osanns Klagen überhaupt nur in einem Punkte berechtigt, insofern als die unglückselige Festlegung von Studienplänen zur Einführung von Zwangskollegs führte (zu denen die philologischen nicht gehörten) und damit ein von vielen Seiten beklagtes handwerksmäßiges Brotstudententum großzog, das alles beiseite ließ, was nicht ausdrücklich vorgeschrieben war. Es muß übrigens betont werden, daß Osann keineswegs ein Reaktionär war. Der Schüler Boeckhs verschloß sich notwendigen Neuentwicklungen nicht grundsätzlich, aber er hielt einen Ausgleich des Alten und Neuen für möglich und nötig, wodurch die philologische Bildung wenigstens allen denen gesichert bleiben sollte, die irgendwie eine führende Stellung im Staatsleben einzunehmen künftig berufen waren. Der Reichtum des modernen Lebens würde auch ihn schließlich überzeugt haben, daß wir einer Mehrheit von Bildungswegen und auch von Bildungszielen nicht mehr entraten können.

Vollberechtigt waren dagegen die Klagen über die hessischen Schulen, die damals in der Tat so tief standen, daß Otto den hessischen Primaner einem preußischen oder sächsischen Untersekundaner gleichsetzen konnte. Die Reformbedürftigkeit war allgemein anerkannt, nicht nur die des Lehrbetriebes, sondern auch die des Lehrerstandes, der auch einer materiellen und sozialen Hebung dringend bedurfte. Die Reifeprüfungsordnung von 1825 gestand den Berechtigungsschein überhaupt ohne alle Prüfung solchen Inländern zu, die alle Klassen eines Landesgymnasiums besucht oder doch 2 Jahre in der obersten Klasse, darunter wenigstens $^1/_2$ Jahr in deren oberster Ordnung zugebracht hatten, und trotz der Prüfungsordnung für Gymnasiallehrer (gleichfalls von 1825) ward 1837 der Akzeß auch solchen Personen wiedereröffnet, die sich nicht ausschließlich dem höheren Lehrfach widmen wollten, sondern auch examinierten Theologen und „andern, die sich über ihre wissenschaftliche Bildung und die für eine gewisse Sphäre jenes Unterrichts erforderlichen Kenntnisse genügend ausweisen können." Es hat noch Jahrzehnte gedauert, bis die nötigen Reformen abgeschlossen waren. Z. B. für die Hebung der Lage des höheren Lehrerstands haben sich die Seminardirektoren noch 1879 in ihrem Bericht ans Ministerium eingesetzt.

5.

Nach Langes Weggang, bald nach dem großen Kriege, war die Vorzugsstellung des Seminars, sein Anspruch auf eine besondere Bedeutung für die Bildungsaufgaben der Gesamtuniversität durchaus beseitigt. Solche Aufgaben sind deswegen der Philologie selbst natürlich nicht entzogen, wie denn der Bildungswert des Altertums gerade heute wieder eines stetig steigenden Ansehens sich erfreut und auch auf den Schulen die angefochtene Geltung langsam zurückerobert. Auf der Universität aber fällt, was an solchen Aufgaben zu leisten ist, jenen populären und öffentlichen Vorlesungen zu, die unser Fach zweifellos noch in höherem Maße wird pflegen müssen. Das Seminar, keine Bildungsanstalt mehr, sondern ein rein wissenschaftlicher Lehrbetrieb, hat damit nichts weiter zu schaffen.

Übrigens rief der Krieg 3 von seinen 8 Mitgliedern von dannen. Einer davon, Friedrich Klink, „ein sehr begabter und fleißiger junger Mann" ist am 31. Dezember 1870 bei Briare gefallen: Ehre seinem Andenken! Zugleich sei nachgetragen, daß die Stürme von 1848 und 1849 den Frieden des Seminars nur wenig störten. „Trotz der für akademische Studien überhaupt ungünstigen Zeitumstände" war das Verhalten der Seminaristen sehr lobenswert, und die Regierung erkannte das an. Es entzieht sich unsrer Kenntnis, welcher Anteil an dieser auffälligen Wohlgesinntheit dem Brauche der persönlichen Einzelberichte an die künftige Anstellungsbehörde zuzuschreiben sein mag.

Der neue, noch jetzt andauernde Abschnitt der Seminargeschichte unterscheidet sich vom vorausgehenden durch einen leider sehr lebhaften Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, ein Umstand, der namentlich den Pietätsbeziehungen zwischen der Landesuniversität und dem hessischen Lehrerstande nicht günstig sein konnte. — Als der Collaborator Otto ausschied, erkannte Lange sehr richtig, es sei nicht wünschenswert, die für Otto geradezu verhängnisvoll gewordene Stellung beizubehalten, die einen älteren Mann bei dürftigstem Auskommen in ausgesprochner Unselbständigkeit festhielt. Er wünschte vielmehr ein volles Extraordinariat. 1865 wurde demgemäß der Breslauer Privatdozent Eduard Lübbert berufen, der in Bezug auf das Seminar statt des unglücklichen Collaboratorprädikats den Titel eines zweiten akademischen Lehrers erhielt. Nachdem er 1870 zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt war, wurde er 1871 Langes Nachfolger und erhielt zum zweiten Seminarlehrer den seit 1868 in Gießen wirkenden Privatdozenten Wilhelm Clemm, der noch im Sommer

1871 auch im Extraordinariat Lübbert nachfolgte. Aber schon 1874 ging Lübbert nach Kiel († 1889 in Bonn). Sein Nachfolger wurde der Leipziger Privatdozent Adolf Philippi. Indessen konnte unmittelbar darauf durch Clemms Beförderung das lang schon nötige zweite Ordinariat für klassische Philologie geschaffen werden, und es ist rühmlich, daß dies geschah, obgleich damals noch das mehr durch einen Zufall zu Stande gekommene Ordinariat Lutterbecks vorhanden war, so daß unsre kleine Universität in der kurzen Zeit von 1874 bis zu Lutterbecks Pensionierung 1877 tatsächlich drei volle philologische Ordinariate gehabt hat (wozu noch kam, daß von 1875/6 bis 1881 auch der oben S. 9 erwähnte Privatdozent Wiegand wiederum in Gießen wirkte). Zu beachten ist übrigens auch, daß die Universität gleich bei der Schaffung der zwei Ordinariate die Teilung der Aufgabe in die eines besondren Gräzisten und eines besondren Latinisten abgelehnt hat, mit vollem Rechte.

Das Seminar datiert insofern vom Jahre 1874 eine neue Epoche, als es nunmehr unter zwei Direktoren steht. Ferner ist durch Philippi und Clemm eine wichtige, sich überall in Deutschland aufnötigende Einrichtung getroffen worden, das Proseminar. Die Klagen über den Rückgang der Vorbildung in den alten Sprachen ertönten damals allenthalben. In Hessen war wohl seit alters besondrer Grund dazu, wenn es auch zu weit gegangen war, wenn 1877 Philippi und Clemm einem Antrag auf Gleichstellung des hessischen Staatsexamens mit dem preußischen (wie neuerdings eine solche, seit 1911, besteht) unter anderm deshalb widerstrebten, weil wegen der Mangelhaftigkeit der Vorbildung in Gießen die vorauszusetzende Gleichheit der Leistungen nicht zu erzielen sei. Die scharfe Zurückweisung solcher Äußerungen von seiten der Regierung läßt trotzdem durchblicken, daß man sich schwerer Schäden wohl bewußt war; zugleich aber konnte man auf gerade jetzt in Gang gekommene Reformen hinweisen, deren Erfolg abzuwarten sei (die hessische Tätigkeit Hermann Schillers hatte kurz vorher, 1876, begonnen; das Statut des in Gießen eingerichteten pädagogischen Seminars stammt aus dem gleichen Jahre). Schon der so vorsichtige und ruhige Lange hatte am 1. Mai 1862 unter Klagen besonders über die grammatische Vorbildung, die er noch öfter wiederholte, die Erneuerung des in Abnahme gekommenen Betriebs seminaristischer Stilübungen beantragt. Sie erscheinen seit 1862/3, von Otto gehalten, wieder im Seminarlehrplan, 1865 hielt sie Lange selbst, später Lübbert, dann Clemm und Philippi, die indessen Ende 1875 die

Errichtung eines besonderen Proseminars beantragten und als sich diese verzögerte, 1877 auf den Wunsch zurückkamen und ihrerseits die Stilübungen einstellten. Am 9. Februar 1878 wurde endlich das Ziel erreicht. Ein (nur handschriftlich vorhandenes) Statut ordnet die neue Einrichtung, wie denn damals auch der nie zum Ziel geführte Versuch einer Neuordnung des Seminarstatuts gemacht worden ist. Das Proseminar wuchs freilich aus dem bloß sprachlichen Zwecke bedeutend heraus, es wurde einfach eine Art Unterseminar: es sollte „jüngeren Studierenden der klassischen Philologie eine methodische Anleitung für ihre Studien geben, die vom Gymnasium überkommenen philologischen Kenntnisse vertiefen und erweitern, im mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Lateinischen und im schriftlichen Gebrauch des Griechischen üben und hierdurch, sowie durch Lektüre und Erklärung schwieriger Autoren die Mitglieder für das Seminar vorbereiten". Mit diesem ist es organisch verbunden, und seinen Direktoren untersteht der Leiter des Proseminars. Eigenartig war, daß als solcher — auf Schillers Anregung — ein nach Gießen berufener Gymnasiallehrer ernannt wurde, der zur Stärkung seiner Autorität den Studierenden gegenüber den Titel eines aord. Professors erhielt, jedoch ohne venia legendi. Der Berufene war Friedrich Schulteß aus Straßburg, der von 1878 bis 1881/2 die Übungen leitete, dann aber ins Elsaß zurückging (jetzt Direktor des Hamburger Johanneums). Das Proseminar blieb darauf zunächst verwaist. Clemm und Philippi erwogen ein besonderes Extraordinariat, auch hoffte man auf einen tüchtigen Privatdozenten. Die Regierung indessen hielt grundsätzlich an dem Gedanken Schillers fest und präsentierte wiederum einen Gymnasiallehrer und zwar in der Person Peter Dettweilers, der von 1883/4 ab bis 1890 die Stelle versah. Mit dem Titel des aord. Professors wurde er allerdings erst 1887 versehen, wie man denn auch bei seinem Antritt stark betonte, es möchte bei jenen Übungen der Nachdruck mehr auf die elementare wie auf die akademische Seite des Unterrichts gelegt werden.

Am 21. September 1883, bald nach Dettweilers Berufung, starb Clemm und wurde durch den hallischen Extraordinarius Johannes Schmidt ersetzt, der bis Sommer 1892 in Gießen tätig blieb († 1894 in Königsberg). Trotz Dettweilers Stilübungen kündigte Schmidt seit 1885/6 auch seinerseits solche an und zwar in Verbindung mit der Besprechung von Abhandlungen der Seminaristen. In diese Jahre fällt, beiläufig bemerkt, die Gießener Wirksamkeit des genialen

Ferdinand Dümmler (1886—1890, zuletzt als aord. Professor; er starb 1896 als Professor in Basel: εὑρείας ἐλπίδας δαίμονες ἐξέχεαν!).

Als durch Dettweilers Berufung ins Direktorat des Bensheimer Gymnasiums das Proseminar wiederum verwaiste, verfuhr man so, daß unter Änderung von § 1 des Statuts am 30. Oktober 1890 das Proseminar ganz ins Seminar einging, als dessen „grammatikalisch-stilistische Abteilung". Die Interpretationsübungen hörten auf, die lateinischen Stilübungen übernahm Philippi, die griechischen Schmidt. Ebenso hielt es zunächst Schmidts Nachfolger Richard Reitzenstein (vom 1. Oktober 1892 bis eben dahin 1893 in Gießen). Als aber mit Reitzensteins Weggang nach Straßburg gleichzeitig Philippi von seiner Lehrtätigkeit sich zurückzog und nunmehr in Eduard Schwartz (aus Rostock) und Gotthold Gundermann (aus Jena) zwei neue Direktoren auftraten, stellten diese die Schriftstellerlektüre im Proseminar wieder her und zwar so, daß beide neben ihren Stilübungen auch je einen Schriftsteller behandelten. Der Ersatz des 1897 nach Straßburg übersiedelnden Schwartz durch den von Marburg berufenen Albrecht Dieterich änderte zunächst nichts. 1902 indessen, in welchem Jahre dem nach Tübingen gegangnen Gundermann der Breslauer Privatdozent Richard Wünsch nachfolgte, fand dieser eine wichtige, wiederum das Proseminar betreffende, Änderung bereits eingeleitet, die Abzweigung der sprachlichen Übungen zum Zweck ihrer Übertragung an einen besonderen Seminar-Assistenten. Fast überall war man inzwischen auf diese Einrichtung zugekommen, die nicht minder der damalige Stand der Schulleistungen in Verbindung mit erhöhten Prüfungsforderungen wie auch vor allem die steigende Zahl der Philologiestudierenden erforderte. Nach einigen Weiterungen wurde die neue Einrichtung 1903 genehmigt, nachdem auch der Nachfolger des nach Heidelberg übergesiedelten Dieterich († 1908), der von Basel berufene Erich Bethe mit Wünsch dafür sich eingesetzt hatte. Als Assistenten waren jüngere, ausstudierte Philologen, besonders Lehramtsreferendare und Assessoren gedacht, die denn seither auch ihr Amt mit gutem Erfolge versehen haben und neuerdings auch die leider notwendig gewordenen, in den Rahmen der Universität sehr schlecht hineinpassenden Übungen abhalten, durch welche den lateinischen und griechischen Bedürfnissen nicht humanistisch vorgebildeter Studierender so gut es gehen will entsprochen wird. Der erste war der damalige Bibliotheksassistent Hugo Hepding, der indessen schon im Herbst 1904 als Stipendiat nach dem Süden ging (seit 1910 Gießener Privatdozent). Ihm

folgte 1904–1906 Wilhelm Gundel (jetzt Oberlehrer in Gießen), 1906–1909 Wilhelm Süß (jetzt Privatdozent in Leipzig) und seit 1. Oktober 1909 der jetzige Assistent Hermann Knöllinger (zugleich Lehrer am Gießener Realgymnasium). Den Teil des Proseminars, der sich auf Interpretationsübungen bezieht, leiten die Seminardirektoren selbst, gegenwärtig Alfred Körte, seit 1906 als Baseler Ordinarius zum Nachfolger Bethes berufen, der nach Leipzig ging, und Otto Immisch, seit 1907 als Leipziger Extraordinarius Ersatzmann für den nach Königsberg übergesiedelten Wünsch. Ursprünglich hielt jeder Direktor im Proseminar jedes Semester je 1 wöchentliche Übungsstunde. Seit 1907/8 wird in jährlichem Wechsel von nur einem Direktor eine 2stündige Wochenübung gehalten. Damit ist zugleich für ein Jahr die Führung der gesamten Seminargeschäfte verknüpft. Der jeweilig freibleibende zweite Direktor leitet dafür zweistündig den seit 1905 eingerichteten zweiten oder unteren Seminarkurs, an dem bis 1907/8 gleichfalls beide Direktoren mit je einer Wochenstunde beteiligt waren. Mit der teils durch die Frequenzverhältnisse, teils durch das Bedürfnis nach reicherer Gliederung hervorgerufenen Einführung dieses Unterkurses dürfte vorläufig ein abschließender Zustand erreicht sein. Der normale Studierende wird jetzt 3–4 Semester dem Proseminar angehören, wird dann durch eine Bewerbungsarbeit Mitglied des zweiten Seminarkurses, in dem er 1–2 Semester verbleibt und von wo er ohne weiteres, je nach dem Freiwerden von Stellen, in den Oberkurs übertritt, dessen Mitglied er wiederum durchschnittlich 2 Semester sein wird. Der Oberkurs hat seit längerer Zeit die feste Zahl von 12 Mitgliedern, der Unterkurs soll im allgemeinen diese Zahl gleichfalls nicht überschreiten. Bibliotheksberechtigt sind beide Seminarkurse und der Senior des Proseminars, stipendienberechtigt sind nur die 12 Oberen, unsre eigentlichen Triarier.

Mitteilungen aus dem Album unsrer Sodales zu machen versage ich mir, ungern zwar, aber es wären dann auch gar manche Lebende zu nennen und die Auswahl wäre ein periculosae plenum opus aleae. Nicht versagen jedoch dürfen wir uns, den Dank auszusprechen, den das Seminar der hessischen Staatsregierung um so mehr schuldet als es im Laufe seines Entwicklungsganges deren liberale Weitherzigkeit durch mehr als eine stillschweigende Antiquation in besonderem Maße in Anspruch genommen hat. Seine ganze Geschichte weist nirgend einen behördlichen Versuch auf, den Übergang aus der Bildungsanstalt zu einem wissenschaftlichen In-

stitut irgendwie zu hemmen. Seinen finanziellen Bedürfnissen ist nach Maßgabe der verfügbaren Mittel zumeist bereitwillig entsprochen worden. Auch unser Säkularfest, das am 3. Mai eine Studentenaufführung der aristophanischen Vögel bringen wird, hat die wohlwollendste Förderung gefunden.

* * *

Mit Gottfried Hermanns Gruße wünschen wir schließlich dem jubilierenden Seminarium Gissense:

Inviolatum tueare Palladium tuum, Graecas Latinasque Musas. Heraclidae sint, qui tuis ex armamentariis scutati hastatique prodeunt.